Haus und Welt

Februarschnee

Im Park war schon die Haselnuß
In Kätzchen aufgegangen,
Als es — zu allem Ueberfluß —
Zu schneien angefangen.

Und durch die Sträucher rann es leis,
Als ob man Streusand siebe;
An allen Zweigen spann sich Eis
Um Rinde und um Triebe.

Doch jeden Tritts zerbrach der Fuß
Die dünngefrorne Erde,
Als spotte er im Wintergruß
Der morschen Frostgebärde

Und tausend Augen sahen nur
Das Grün im Eisgewande.
Mit regengrauen Wolken fuhr
Ein Lichtstrahl durch die Lande.

Welle 2012

Nun weilte ihr Mann volle 5 Jahre in dem fernen, fernen Lande; jenseits des Ozeans. Immer, wenn dieser Tag kam, fühlte sie sich grenzenlos elend und verlassen. Die im Fluge enteilende Zeit, die Trösterin der Menschen, denen Herbes und Trauriges widerfahren, hatte die häßlichen Eindrücke ihrer kurzen Ehe nicht auszulöschen vermocht.

Wie war das Urteil nur damals so schnell über sie hereingebrochen? Hatte sie nicht auch ein gutes Teil Schuld, daß das versöhnende Wort nicht gesprochen wurde?

Frau Dr. Nornberg erhob sich müde von dem Divan, auf dem sie geruht hatte. Sie nahm das Bild ihres Mannes mit bebenden Händen von dem kleinen Tisch der Ständerlampe. Ein feingeschnittenes, energisches Männerantlitz umschloß der schmale Goldrahmen. Als wenn sie das Bild noch nie gesehen habe, so studierte sie die Gesichtszüge. Ihre Qual wurde dadurch noch erhöht, und als sie endlich das Bild mit einer matten Handbewegung auf seinen Platz stellte, ließ sie sich erschöpft und aufstöhnend wieder in die weiche Polsterung des Ruhebettes fallen.

Sie sah die Trennungsszene in ihrer unheilvollen Heftigkeit und hochgespannten Ueberreiztheit noch einmal vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen. Ihr Mann, ein allenthalben geehrter und geachteter Arzt, war übermüdet und nervös von seinen Besuchen nach Hause gekommen. Gleich nach dem Mittagessen hatte sie, — ja, sie selbst, war es gewesen, — den alten Familienstreit wieder angeschnitten. Da ihr Mann, wie immer, auf der Seite seiner und sie auf der Seite ihrer Eltern stand, war es zu einem Bruch zwischen ihnen gekommen. Er, mit dem harten Eigensinn der Nornberg und sie mit der Verbissenheit ihrer Familie, hatten im Trotz verharrt; beide wollten das ausgleichende Wort nicht sprechen.

Er verließ das Haus, übergab einem Kollegen seine Patienten und legte das Weltmeer zwischen sie. Nichts hatte er mitgenommen, nur etwa 3000 Mark waren von ihm für seine Ausreise von der Bank erhoben worden.

Nun waren 5 Jahre verflossen, seitdem er im Zorn die Tür hinter sich geschlossen und von ihr gegangen war. Schon sehr bald empfand sie Reue und Sehnsucht nach dem Gatten. Sie hätte gewiß einen Schritt zur Versöhnung unternommen, wenn sie sich nicht immer wieder eingeredet hätte, er müßte zuerst diesen Schritt tun. So war Jahr um Jahr vergangen.

Dr. Nornberg hatte sich inzwischen in Neuyork die Gunst der Amerikaner erworben; er wurde zum leitenden Arzt eines der größten Hospitäler der City berufen und war nahe daran, eine Berühmtheit zu werden. Neben reichen Geldmitteln, die ihr Mann ihr durch ein Bankhaus überweisen ließ, kamen auch regelmäßig Neuyorker Zeitungen von einem unbekannten Absender an sie, in denen Artikel, die von der Tätigkeit ihres Mannes berichteten, standen. Einige Blätter hatten sogar vor kurzem sein Bild gebracht.

Frau Dr. Nornberg nahm die zuletzt erhaltene Zeitung zur Hand. Da schrieb ein Berichterstatter zum Schluß seiner Auslassungen: „Diesen deutschen Arzt, mit seinen traurig ernsten Augen, der so vielen Kranken Heilung brachte, dürfen wir mit Fug und Recht einen Wohltäter der Menschheit nennen.“

„Mit seinen traurig-ernsten Augen!“ „Traurig“ seufzte die junge Frau auf, „weil er sich gewiß in seiner Liebe betrogen fühlt; weil er nicht verstehen kann, daß ein Frauenherz so lange im Eigensinn zu verharren imstande sein kann. Ernst ist der Beruf eines Arztes, doch traurig-ernst braucht er nicht zu sein“.

Sie faßte den Entschluß, an ihn zu schreiben. Hastig setzte sie sich an den Ordinationstisch ihres Gatten und warf einen langen, langen Brief auf das Papier. Die ganze, lange, einsame Zeit rollte sie vor ihm auf. Und aus jedem ihrer Worte klang der Wunsch nach Wiedervereinigung mit ihm heraus.

Es war bereits nach 2 Uhr morgens, als sie die Feder aus der Hand legte. Schlafen konnte sie nicht; das Schreiben hatte sie zu sehr erregt. Sie lehnte sich in den Polsterstuhl zurück und ließ ihren Blick über die Täfelung des Zimmers schweifen.

Der Radioapparat auf dem Tische glänzte im Licht der elektrischen Birnen. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, trat sie an den Apparat. Mechanisch versuchte sie eine Welle zu finden, die ihr die Einsamkeit vertreiben sollte.

Wohl eine Viertelstunde tastete sie die Wellen ab.

Da, plötzlich klang es deutlich vernehmbar in englischer Sprache im Hörer: „Es kommt auf Welle 2012 ein Vortrag des Herrn Dr. Nornberg über das Thema: „Der Kopfschmerz und seine Ursachen“.

Frau Nornberg taumelte schier vor seelischer Erregung. Sprach das Schicksal selbst zu ihr? War es blinder Zufall, daß sie die Verbindung mit Neuyork gefunden? Schon klang eine Stimme deutlich in ihr Ohr. Seine Stimme! Ein Zittern ging durch ihren Körper. Ja, er war es! Ihr Mann, den sie mit allen Fasern ihres Herzens herbeisehnte. Er sprach zu ihr, als wenn er neben ihr säße und doch war er so unendlich weit entfernt. Ihr Ohr trank jedes Wort, und als der Vortrag zu Ende war und ein langanhaltender Applaus in ihr Ohr drang, da wußte sie, was sie tun mußte. Nicht der tote lange Brief sollte ihn veranlassen, wieder zu ihr zurückzukehren. Sie selbst wollte zu ihm hinüber, ihn an ihr Herz drücken, seine Hände fassen und seine traurig-ernsten Augen küssen. — —

Keine sechs Wochen waren verflossen, als der Oberkellner im Baltimore-Hotel in einem kleinen Sälchen eine festlich geschmückte Tafel herrichten ließ. Die kleine Gesellschaft, die sich gegen Abend einfand, bestand aus Dr. Nornberg, seiner Frau, die vor freudiger Erregung wie eine Braut aussah, und 12 Personen der besten Gesellschaft Neuyorks.

Der witzige Redakteur der „Tribüne hielt zwischen Fisch und Braten eine Festrede. Er schloß mit den Worten:

„So hat denn ein winziger elektrischer Funke auf Welle 2012 mehr vermocht, als mein diplomatisches Zeitungsbombardement.“

Die zwei Pyjamas

Brömses hatten es gut getroffen. Nicht etwa, daß ich Simon Brömse oder dessen Ehefrau Pauline geborene Schmörke, beneiden möchte. Ganz und gar nicht. Erstens beneide ich überhaupt niemanden und Simon Brömse zweitens erst recht nicht. Simon Brömse nämlich, um es ganz offen zu sagen, ist ein Flegel. Ein durchaus ungebildeter Mensch, der noch vor acht Jahren mit einem kleinen Wagen, vor den ein Hund gespannt war, durch die Straßen fuhr, um Gemüse, Obst, Heringe und dergleichen zu verkaufen. Schon damals befleißigte er sich eines Benehmens, das keinem wahrhaft gebildeten Menschen imponieren konnte. Aber dann hatte er das übliche Glück gehabt. Wie das damals eben so ging. Er zog nicht mehr seinen Wagen nämlich, sondern er schob, und zwar Devisen. Die Folge davon war, daß er sich eine Villa bauen konnte. In der lebte er jetzt mit seiner Frau, zwei Dienstmädchen und einem Chauffeur und lachte alle die aus, die weniger hatten als er. Deren gab es in der kleinen Stadt, die ihn zu ihrem Mitbürger zählte, viertausendsechshundertzwei. Die Stadt aber hatte im ganzen viertausendsechshundertdrei Einwohner, muß man wissen. Jene viertausendsechshundertundzwei Einwohner verachteten Simon Brömse. Warum? Nur deshalb, weil er mehr hatte als sie? Oh nein. Sie verachteten ihn nur deshalb, weil er nicht nur ein Flegel, sondern auch ein Protz war. Die Einrichtung zum Beispiel in Simon Brömses verhaßter Villa schrie zum Himmel. In ihr war ein Bad eingebaut, dessen Bassin aus echtem Marmor war! Und das Blamabelste war, daß dies fürstliche Bad zwar allen Besuchern gezeigt, von seinen Eigentümern aber niemals benützt wurde. Der Grund? Er bestand in der stadtbekannten Wasserscheu sowohl von Simon als auch von Pauline Brömse, die sich wohl dann und wann zu waschen, niemals aber zu baden pflegten, woraus wohl zu Genüge erhellt, wie ungebildet und schmutzig sie in jeder Hinsicht waren. Es war direkt ein Skandal. Wahrhaftig.

Simon Brömse wußte, wie die viertausendsechshundertundzwei über ihn dachten, aber er kehrte sich an deren vernichtendes Urteil nicht, weil er vermöge der Dollars, die er besaß, imstande war, ihm nicht ohne Erfolg zu trotzen. Im Gegenteil, die Wut seiner weniger bemittelten Mitbürger machte ihm Spaß, und als der wahrhaft ungebildete Mensch, der er nun einmal war, tat er alles Mögliche, um sie noch aufzustacheln. Er betrank sich zum Beispiel wöchentlich dreimal, aber grundsätzlich nur mit Sekt. Er zog alle vierzehn Tage einen neuen Anzug an, wechselte aber nur monatlich einmal die Wäsche. Er überschritt im Fahren in seinem Auto regelmäßig die im Ort vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit, um dann, wenn er die Strafmandate bezahlte, höhnisch zu sagen, er betrachte dies als ein Almosen an die notleidende Gemeindekasse. Kurz, er war ein höchst ekelhafter Mensch, der einfach unerträglich gewesen wäre, wenn seine Flegelei nicht durch seine Dummheit ein wenig gemildert worden wäre. Seine Dummheit war fabelhaft, und man erzählte sich von ihr die unglaublichsten Sachen. Zum Beispiel die von den zwei Pyjamas.

Natürlich wußte Simon Brömse gar nicht, was ein Pyjama war. Aber seine Frau wünschte sich einen solchen, weil sie im Kino ein Grafenpaar gesehen hatte, das Pyjamas trug. Was sich ein Grafenpaar leisten konnte, das konnten sie sich alle Tage leisten, meinte Brömse. Aber wie diese Dinger denn hießen? Das wußte auch Pauline nicht. Aber sie war der Ansicht, daß Brömse, wenn er nach Dresden führe, dies dort schon erfahren würde. Du gehst eben in ein Geschäft, belehrte sie Brömse, „und zwar in das feinste, und verlangst einen Anzug, wie ihn die ganz feinen Leute tragen, wenn sie schlafen gehen.“… „Gehen denn die feinen Leute nachts in einem Anzug schlafen?“… „Im Kino war das so.“ „Komisch,“ sagte Brömse… „Vielleicht“, meinte Pauline, „ist es so, daß man den Anzug nur anzieht, ehe man schlafen geht. Früh, weißt du, wenn man dann aus dem Bett steigt, zieht man ihn wieder an.“

„Laß nur,“ sagte Brömse, „wir wollen das Kind schon schaukeln.“… Und er fuhr los, stieg im ersten Hotel ab und fragte den Portier nach dem feinsten Wäschegeschäft am Platze. Als er dort eintrat, wußte man sofort, wie man mit ihm daran war, und überwies ihn dem Kommis, der Spezialist im Verkehr mit Schiebern war… „Hören Sie mal,“ so sagte Brömse, „haben Sie so Dinger, die man anzieht, wenn man sich schlafen legt?“… „Der Herr Baron meinen einen Pyjama?“… „Wie heißt das Ding?“ „Pyjma?“ „Also Püdschama, gut. Haben Sie das?“ „Zu dienen.“… „Aber das allerfeinste!“… „Jawohl, in Seide.“… Und der Kommis breitete seidene Pyjamas aus, die in allen Farben schillerten und schrien. Er pries Brömse besonders jene an, die wegen ihrer schrillen und unmöglichen Farben unanbringlich waren. Und Brömse entschied sich für ein giftiges Grün und für ein unmögliches Gelb. Dann faltete er die Dinger auseinander… „Sagen Sie mal, das ist ja weiter nichts, als eine Jacke und eine Hose!“… „Gewiß!“… „Und das kann auch eine Frau anziehen?“ „Ja, auch eine Dame.“… „Hm. Und wann zieht man die Dinger an? Nachts, wenn man schläft?“

„Jawohl.“… „Aber dann sieht sie doch niemand!“ „Man kann sie auch am Tage tragen. Am Morgen zum Beispiel, wenn man intime Freunde empfängt.“

Was waren intime Freunde? Auch das wußte Brömse nicht. Aber er sagte sich, daß dies wohl besonders hochgestellte Freunde sein müßten. Auf alle Fälle kaufte er gleich je ein Dutzend von den Pyjamas und bezahlte sie mit Dollars… „Siehst du,“ belehrte er daheim seine Frau, „die Dinger heißen Schüpümas, und man trägt sie am Vormittag, wenn man besonders hochgestellte Leute empfängt.“… „Du,“ sagte Pauline „da werden wir den Bankdirektor Walter einladen müssen.“ Brömse nickte. „Ja. Und den ganzen Vormittag setzen wir uns dann in unseren neuen Schüpamas in den Garten. Und wenn die Leute hier vor Wut den Koller kriegen!“

Zunächst freilich probierten Brömses die neuen Pyjamas einmal an, und sie hatten alle Mühe, in sie hineinzukommen. Pauline war klein und dick, und ihr giftgrüner Schlafanzug wollte dort, wo sie ihre am weitesten ausholenden Rundungen hatte, fast platzen. Simon Brömse dagegen war lang und breit, was zur Folge hatte, daß ihm die unmöglichen gelben Hosen nur knapp bis zu den Waden reichten. Brömses gefielen sich in den Schlafanzügen zwar nicht, aber sie sagten sich, sie seien vornehm und würden mithin auch wirken. Und sie luden den Bankdirektor Walter gleich für den nächsten Sonntag für vormittags elf Uhr zu einer Flasche Sekt ein… Der Bankdirektor kam, und als ihn das Mädchen in den Salon führte, bot sich ihm ein Anblick dar, wie er ihn noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. Brömses nämlich waren in ihren Pyjamas. Pauline glich einem Nilpferd, das man in seidene Trikots gesteckt hatte, damit es auf dem Seile tanze, Simon Brömse aber machte den Eindruck eines Zirkus-Clowns, der vorhatte, die gesamte Konkurrenz zu schlagen… „Sehen Sie mal,“ sagte er zu Walter „das sind unsere neuen Schüpamas!“… „Wie?“ fragte Walter, der nur unter der allergrößten Anstrengung einen Lachkrampf niederkämpfen konnte… „Ja, unsere neuen Schüpamas,“ sagte Pauline. „Und jetzt gehen wir in den Garten, wo schon gedeckt ist… Kommen Sie!“

Die Sonne meinte es gut und beschien den Tisch, den man dicht an den Gartenzaun gerückt hatte, damit er der ganzen Straße sichtbar würde. Das giftige Grün, das unter dem Druck der vielen Schwellungen Paulinens platzen wollte, schrie gleichsam um Hilfe. Simon Brömse aber gab als gelbseidener Clown den vielen Zaungästen, die sich alsbald einfanden, eine vielbelachte Gratisvorstellung, wie man sie noch niemals erlebt hatte. Die Menge hinter dem Zaun wurde von Minute zu Minute größer und lauter. Alles johlte und schrie. Bis schließlich die Polizei kam, die Simon Brömse und insbesondere dessen Gattin mit Verhaftung drohte, wenn sie dem Skandal nicht sofort ein Ende machten, indem sie im Haus verschwänden.

Diesmal ging die Sache nicht mit einem bloßen Strafmandat ab, sondern Brömses mußten wegen Erregung öffentlichen Aergernisses für vierzehn Tage ins Kittchen. Das machte Brömse nicht viel aus, denn er saß nicht zum ersten Male. Und auch Pauline sagte: „Nu aber erst recht! Ich werde mich doch als eine Frau, die wo Geld hat, so anziehen dürfen, wie es bei großen Damen Mode und schick ist!“…

Pädagogik

Die handelnden Personen:

Vater: Ganz gewöhnlicher Europäer, verheiratete sich vor zweieinhalb Jahren mit — —

Mutter: ganz durchschnittlich, wurde vor anderthalb Jahren Mutter von Bübchen, der nicht ganz gewöhnlich ist. Er ist das süßeste Geschöpf dieser Welt. Er ist das artigste Kind, das man sich denken kann. Er hat die verschiedensten Veranlagungen und wenn er Zeit und Lust hat, ist er das liebenswerteste, reizendste, gehorsamste usw. Kind, das jemals geboren wurde — von Mutter versteht sich…

Die Handlung spielt in der Wohnstube.

Zeitpunkt: Das Zeitalter des Kindes, der Humanität, der Pädagogik, des Dancings und des Lippenstiftes.

Mutter (sitzt in einem Lehnstuhl und häkelt an einer Arbeit, die sonstwas werden kann, für alle Zwecke zu gebrauchen): „Bübchen ist heute gar nicht artig gewesen…“

Vater (auch in einem Lehnstuhl, aber mit dem Feuilleton der Abendzeitung, das fabelhaft spannend ist): „So?“

Mutter: „Du hörst ja gar nicht was ich sage!“

Vater: „Ja — nein — was sagtest du?“

Mutter: „Ich sagte, daß Bübchen heute gar nicht artig gewesen ist."

„Hast du ihm wenigstens die Hosen stramm gezogen?"

„Nein, — bildest du dir wirklich ein, daß ich bei jeder Gelegenheit auf das Kind losschlagen soll . . .?"

„Nein, nicht bei jeder Gelegenheit, aber er ist nun wirklich bald groß genug, um endlich etwas artiger zu sein. Ich entsinne mich nicht in welchem Blatt ich das gelesen habe und welcher Arzt bei irgendeiner Gelegenheit geschrieben hat, daß ein Kind während der ersten zwei Lebensjahre erzogen werden müsse, es scheint wirklich etwas daran zu sein. Die Seele des Kindes ist ja in den beiden ersten Jahren sehr empfänglich . . ."

Mutter (leicht irritiert): „Ach — hör doch auf mit deiner wissenschaftlichen Stunde. Kinder müssen nicht mit Prügel, sondern durch gute Beeinflussung erzogen werden. Früher prügelte man die Kinder, wenn sie unartig waren, aber heute . . ."

„Ach, Unsinn deine Mutter hat mir ja zwar erzählt, daß du ziemlich, na, wie soll ich sagen, handgreiflich erzogen worden bist — bis zu deiner Konfirmation, ja sogar noch länger — aber —"

Vater (in seiner Stimme ist jetzt ein Zusatz von 25 Prozent Hohn): „Ja, ich war damals ein richtiger Junge, ich hing nicht immer meiner Mutter am Schürzenband, ich war ein richtiger Junge ganz einfach und nicht ein „süßer kleiner Kerl" — und Bübchen soll auch ein Junge werden."

„Das kann er ja auch ohne früh und spät Prügel zu bekommen . . ."

Vater (weitere 10 Prozent Hohn): „Ja — du hast ja nun mal diese verflu . . . weichgekottenen Ansichten — was hat denn der Junge eigentlich getan, hat er in der Waschschüssel gepantscht oder hat er eine andere himmelschreiende Sünde begangen?"

„Er hat sich an deinen Schreibtisch herangemacht. Du hast die Schubladen offen stehen gelassen und er hat alle Papiere auf den Fußboden gestreut — einige hat er auch zerrissen, du könntest auch daran denken, Schubladen und Schränke zu verschließen, dann könnte so etwas nicht passieren."

Vater (mit steigender Temperatur): „Ja selbstverständlich, ich werde alles verschließen, große Hängeschlösser werde ich daran hängen und dann werde ich zuhause bleiben und aufpassen . . ."

Mutter (60 Grad Celsius): „Du willst doch wohl nicht ein so kleines Kind verantwortlich machen, er weiß ja nicht, was er darf und was er nicht darf — aber — wo ist Bübchen eigentlich — —?"

Bübchen, der sich weder für die Zeitung, noch für das Häkelzeug seiner Mama interessiert, hat selbständig einen Ausflug ins Schlafzimmer unternommen. Auf dem Toilettentisch hat er reichliches Material zu kosmetischen Studien gefunden. (Bübchen ist, wie bereits erwähnt, außerordentlich geweckt). Er hat bereits den halben Inhalt einer Puderdose verspeist, denselben Weg gingen zwei Augenbrauenstifte und jetzt ist er gerade damit beschäftigt, mit astringierendem Badewasser nachzuspülen und sich mit Hautcreme den Mund auszuschmieren, denn alles vorhergegangene hat nicht etwa gut geschmeckt, aber immerhin, es war doch mal was anderes als Griespampe.

Mutter (sichtbar erregt): „Neee — — — — wie sieht der Junge aus — — o — Gottogott — für vier Kronen Puder . . ."

Vater (kommt herbeigestürzt und erfaßt die Situation mit einem Blick): „Ja — der ganze Farbenladen! Das kommt davon, wenn man seine Sachen nicht so unterbringt, daß es für ein kleines Kind ganz unmöglich ist, dabei zu kommen (noch 10 Prozent Hohn) was machst du eigentlich mit all dem — äh — Plunder, dem Dreck da — überlasse doch das den jungen Dingern, die auf Jagd nach dem Mann gehn — was brauchst du, als verheiratete Frau, dich mit solcher Kriegsbemalung zu übertünchen — Bemörtelung mit Schminke igittigitt" . . . usw. usw. Ach! —

Krach, Bumm! Plärren! Heulen! Zetern! . . .

— — — Und da sagt man — nichts verbindet zwei Menschen mehr als ein Kind!"!! — —

Das Haus des Grauens

Frank B, ein junger Dichter, der sich auf einer Studienreise durch das nördliche Holland befand, fand in den Geheimberichten der Amsterdamer Polizeibehörde folgende merkwürdige Begebenheit verzeichnet, die bis heute keine Aufklärung gefunden hat.

*

In einer stürmischen Herbstnacht, da der Regen in Strömen vom Himmel rann, das Wasser schmutzig und grau durch die Grachten und Kanäle jagte, wurde Dr. H . . . green kurz nach Mitternacht aus dem Schlafe geweckt und zu einer Kranken in einem entlegenen Viertel von Amsterdam gerufen. Mareike, seine junge Frau, mit der Dr. H. sich erst vor kurzem verheiratet hatte, beschwor ihn, nicht allein [illegible] da das Haus in einem entlegenen und verrufenen Viertel, in dem es nicht ganz geheuer sei, liege. Zudem wußte sie, daß das Haus seit vielen Jahren unbewohnt war, und fürchtete, man wolle ihrem Manne einen Hinterhalt legen und ihn umbringen.

Mareike warnte vergeblich. Dr. H. machte sich ohne Säumen auf den Weg und klingelte an der Türe des Hauses, in das man ihn gerufen hatte. Der Regen rann noch immer in Strömen vom Himmel, und es war so dunkel, daß man keine Hand vor Augen sehen konnte. Im Hause war alles dunkel und still. Keine Seele auf der Straße, die in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Erst auf mehrmaliges Klopfen, Klingeln und Rufen erschien ein Mann und öffnete die Haustür. Es stellte sich heraus, daß es derselbe war, der Dr. H. hatte rufen lassen.

Sie stiegen eine dunkle, gewundene Treppe hinauf. Modergeruch umfing die Sinne. Im ersten Stockwerk öffnete der Mann eine Türe, die nur angelehnt war. In einem matt erleuchteten schmalen Zimmer lag eine blasse, junge Frau ausgestreckt auf dem Bett. Dr. H. untersuchte die Kranke, die regungslos mit hohem Fieber dalag. Er bat den Mann, der während der ganzen Zeit nicht von seiner Seite wich, um ein Glas Wasser für die Kranke, schrieb dann ein Rezept, das am nächsten Morgen sofort zu besorgen bat, und verließ das Zimmer, nachdem er versprochen hatte, am nächsten Tage wieder zu kommen und sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen.

Am nächsten Abend gegen sechs Uhr machte sich Dr. H. abermals auf den Weg nach dem abgelegenen Hause. Das Unwetter vom Tage vorher war einer klaren, kühlen Herbstbläue gewichen. Dr. H. klingelte und klopfte mehrmals an der Türe des Hauses, dem er tags zuvor seinen Besuch abgestattet hatte. Aber diesmal blieb alles still. Nichts regte sich. Das Haus lag wie ausgestorben da, und die Dämmerung, die schnell hereinbrach, blickte unheimlich durch die öden Fensterscheiben, die grau und blind und teilweise zerbrochen waren. Dr. H. faßte sich an die Stirne. Träumte er?! Er pochte nochmals, stärker als zuvor, rief, man möge ihm öffnen. Unheimlich hallte seine Stimme an der Hausmauer wider. Ein Gärtner aus der Nachbarschaft trat jetzt zu ihm und sagte, dies Haus sei seit zehn Jahren völlig unbewohnt und habe in dieser Zeit keine Menschenseele gesehen!

Was war das?! „Aber, ich bin doch in der vergangenen Nacht erst hier gewesen," rief Dr. H. erregt aus. „Es ist einfach unmöglich, daß . . ."

Statt aller Antwort zog der Gärtner einen alten, verrosteten Schlüssel aus seiner Rocktasche und schloß die Haustür auf. Drinnen war alles öde und leer. Völlig ausgestorben. Sie stiegen ins erste Stockwerk, wo Dr. H. in der vorangegangenen Nacht gewesen zu sein vermeinte. Er glaubte das Zimmer wiederzuerkennen, wo er die Kranke untersucht hatte. Aber das Zimmer war leer. Keine Tapeten an den Wänden, keine Möbel. Nur fingerdicker Staub überall, der seit zehn Jahren nicht entfernt worden war. Kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl, nichts das ihn an den Besuch in der vorhergehenden Nacht erinnerte . .

Dann aber geschah das Merkwürdigste. Dr. H. blickte sich um und entdeckte auf dem von einer dicken Staubschicht bedeckten, verfallenen Kamin das . . . Rezept, das er der Kranken in der voraufgegangenen Nacht geschrieben hatte! Sonst war alles öde, leer und dunkel. Der Gärtner war plötzlich verschwunden. Draußen war es ganz dunkel geworden. Die Straßenlaternen warfen gespenstisches Licht ins Zimmer, aus der Ferne hörte man heiseres Krächzen unheimlicher Nachtvögel.

Dr. H. rief nach dem Gärtner. Der war und blieb verschwunden. Er lief, in Angstschweiß gebadet, die Treppe hinunter und wollte ins Freie. Die Haustür war verschlossen. Er rüttelte, rief um Hilfe, hörte aber nur seine eigene Stimme unheimlich widerhallen. Eine Ohnmacht umfing ihn, aus der er nie erwachen sollte. Er stürzte mit einem Schrei zu Boden.

*

Mit heimlichem Grauen hatte Frank den Bericht aus den Geheimakten der Stadt Amsterdam gelesen, aus dem noch hervorging, daß Mareike, Dr. H.s Gattin alles aufbot, um nach dem Verschwundenen zu forschen der auch in dem Hause des Grauens nicht gefunden wurde, welches seit zehn Jahren verfallen und verlassen an einer der einsamen Grachten lag und von der Polizei gewaltsam geöffnet wurde, ohne daß man eine Spur entdeckt hätte. Nur auf dem Kamin eines Zimmers im ersten Stock fand man einen mit Bleistift geschriebenen, verwischten, unleserlichen Zettel. Offenbar war es ein ärztliches Rezept, aber es war nicht sicher, ob es von der Hand Dr. H.s geschrieben war, der verschollen blieb und offenbar, so schloß sich der Bericht in den geheimen Akten, in somnambulem Zustand im Traum oder in hypnotischer Trance irgendeinem okkulten Erlebnis seiner überreizten Sinne, oder einem von dritter Seite verübten Verbrechen zum Opfer gefallen ist.

Die Astrologie

Von Dr. Bruno Borchardt.

In fast jeder Nummer vieler verbreiteten Zeitschriften und gelesener Tageszeitungen findet man Inserate folgender Art: „Ein berühmter Astrolog wird Ihnen gratis sagen: Wird Ihre Zukunft glücklich, gesegnet, erfolgreich sein? Werden Sie Erfolg haben in der Liebe, in der Ehe, in Ihren Unternehmungen, in Ihren Plänen, in Ihren Wünschen usw." Mit der angekündigten Unentgeltlichkeit der Prophezeiung ist es eine eigene Sache; zunächst wird jedenfalls eine „Kleinigkeit" für Portoauslagen verlangt; was sonst noch dahinter steckt, weiß ich nicht, nur so viel ist ganz sicher, daß die „berühmten Astrologen" ihre Weisheit nicht umsonst abgeben, sondern ein recht behagliches Einkommen aus ihren Prophezeiungen ziehen; sonst wären die zahlreichen und immer wiederholten Ankündigungen nicht möglich. Es gibt eben immer noch eine große Anzahl von Menschen, gerade auch unter den zahlungsfähigen, die sich so gern die gebildeten Kreise nennen, welche für diesen offenbaren Schwindel ihr Geld opfern.

Was so viele Leute zum Astrologen treibt, übrigens in gleicher Weise zu Kartenlegerinnen und Wahrsagern aller Art, ist die tiefe Sehnsucht, etwas über ihre und ihrer Angehörigen Zukunft zu erfahren, eine Sehnsucht, die glücklicherweise immer unbefriedigt bleiben wird; man sollte der Kassandra eingedenk sein, die nach der griechischen Sage von dem Gott Apoll die Sehergabe erhalten hatte und darüber klagt:

Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben,
Nimm dein falsch' Geschenk zurück!

Selbstverständlich darf man nicht alle Astrologiebeflissenen zu den bewußten Betrügern und Ausbeutern der menschlichen Dummheit zählen. Es gibt auch viele, die zunächst von dem Geheimnisvollen angelockt, sich in das ganze komplizierte System, das auch einige astronomische Kenntnisse erfordert, hineingearbeitet haben und so anhaltend mit ihm beschäftigen, daß sie jedes unbefangene Urteil verloren haben und nicht mehr erkennen können, daß es bei den Willkürlichkeiten, die der Sterndeutung zu Grunde liegen, sich um ganz eben so haltlose und unbegründete Dinge handelt, wie etwa bei der Deutung des Kaffeesatzes oder geschlagener Eier oder des Fallens der Karten und dergleichen, nur sind bei der Astrologie diese Willkürlichkeiten in ein mit den Sternstellungen zusammenhängendes System gebracht. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie rein zufällig die Bezeichnungen der verschiedenen Sterne sind, um sich sofort darüber klar zu werden, wie vollkommen haltlos es ist, menschliche Charaktereigenschaften und Schicksale mit ihnen in einen Zusammenhang zu bringen, der recht deutlich auch ein Zusammenhang mit dem Namen der Sterne ist.

Ueber dem Unsinn, welcher der Astrologie ganz handgreiflich zu Grunde liegt, darf man aber nicht vergessen, daß sie Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang eine sehr bedeutsame Rolle im Geistesleben der Völker gespielt hat, und daß es ganz falsch wäre, hier von einem ständig fortgesetzten Betrug zu sprechen. Die Deutung von Sterngruppierungen als günstig oder ungünstig für den Menschen ist schon in den ältesten primitivsten Zeiten der Menschheit entstanden, als die Menschen, die sich ohnmächtig den Naturgewalten gegenüber fühlten, überall das Wirken guter und böser Dämonen zu erblicken glaubten, auf welche sie durch allerhand Handlungen Einfluß zu üben hofften, um Unheil von sich abzuwehren. In den Sternen glaubte man nicht nur Symbole von Gottheiten, sondern unmittelbar Götter selbst zu erblicken. So entstanden Sternreligionen, und die Hüter des Glaubens, die Priester, wurden auch die berufenen Sterndeuter, zumal auch die Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse vielfach ausschließlich in der Hand der Priester lag. Bedenkt man weiter, daß von der Natur der Gestirne und der Art ihres Wirkens auf einander Jahrtausende lang so gut wie gar nichts bekannt war, so wird man begreifen, wie der Glaube an ihre Einwirkung auf Menschen und Menschenschicksale entstehen und weite Verbreitung finden konnte. Wir finden daher ganz hervorragende Geister unter den gläubigen Anhängern der Sterndeutekunst, ich nenne nur den griechischen Philosophen Plato und den hervorragenden Astronomen Ptolemäus, dessen Almagest eineinhalb jahrtausendelang die Grundlage aller weiteren astronomischen Forschung bildete. So fest verankert war die Sterndeutung im allgemeinen Bewußtsein, daß während des ganzen Mittelalters kaum irgendeine wichtige Staatsaktion unternommen wurde, ohne daß man vorher die Hofastrologen befragte. Ja, die Männer, welche die Grundlage für die moderne Physik und die modernen Anschauungen vom Wesen und den Bewegungen der Himmelskörper legten und somit recht eigentlich der Astrologie jeden wissenschaftlichen Boden entzogen, Nikolaus Kopernikus, Galileo Galilei, Johannes Kepler, waren selbst schon keineswegs frei von dem überkommenen astrologischen Wahn, sondern erblickten in der Sterndeutekunst zum Teil noch unumstößliche Wahrheit und übten, wie zum Beispiel Kepler, zum Teil diese Kunst selbst aus. Es ist durchaus ungerecht und bedeutet ein völliges Mißverstehen von Keplers Geistesart, wenn man seine astrologische Tätigkeit nur als Ausfluß finanzieller Not und also gewissermaßen als bewußten Betrug hinstellt. Er bezeichnete zwar die Astrologie als „das närrische Töchterlein" der Astronomie, war aber weit davon entfernt den Einfluß der Sterne auf das irdische Geschehen zu leugnen.

Gerade auf die nachdenklichsten Menschen hat die Astrologie einen großen Einfluß ausgeübt, denn gerade diese suchen einen tiefen inneren Zusammenhang zwischen allem Geschehen in der Welt, sie wollen die Welt als etwas Einheitliches auffassen, das nicht in vollständig verschiedene aufeinander unwirksamen Bereiche getrennt werden kann. Auch in unseren Tagen ist diese tiefe Sehnsucht nach einer einheitlichen Welt, deren Gesetzen Organisches und Unorganisches gleichmäßig unterworfen ist, überaus lebendig, und ohne weiteres muß zugegeben werden, daß die moderne Wissenschaft trotz aller ihrer Fortschritte und Errungenschaften dieses Sehnen zu stillen nicht imstande ist. Es gibt eben immer noch „viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt". Das weite Gebiet des Einflusses rein seelischer Vorgänge auf rein körperliche, wie er z. B. schon in dem schamhaften Erröten sich äußert, hat die Wissenschaft kaum noch begonnen zu erschließen und von einer Durchdringung und Aufhellung ist sie noch weit entfernt. Daß es den Menschen überhaupt jemals gelingen wird alle Rätsel der Natur zu lösen, ist kaum anzunehmen. Das darf aber selbstverständlich kein Grund dafür sein, sich dem blödesten Aberglauben zu ergeben und die Geheimnisse, welche die Natur der Wissenschaft nicht offenbaren will, nun von Kartenlegerinnen, Eierschlägerinnen oder Astrologen sich enthüllen zu lassen. Wer des Glaubens ist, auf solche Weise den Geheimnissen der Natur näher zu kommen, der beweist deutlich, daß er „Verachtet nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft".

Merkworte:

Die Schöpfung ist ein göttliches Vexierbild. Man braucht sie nur richtig zu sehen, um Gott darin zu finden. Nur einen Haken hat die Sache: man sieht die Schöpfung erst richtig, wenn man Gott bereits in ihr gefunden hat.

*

Je weiter wir uns von Gott entfernen, desto größer wird seine Anziehungskraft. Die Gravitation der Gnade gehorcht einem anderen Gesetz als die Gravitationen der Massen.

*

Wer durch das Tor des Friedens will, muß früh lernen, sich zu bücken.

*

Wo die kleine Trommel genügt, soll man die große in Ruhe lassen.

Lustige Ecke

Die scharf geladene Theaterpistole. 1. Filmschauspieler: „So war also die Pistole richtig geladen? In der Tat, schrecklich!" — 2. Filmschauspieler (verwundet): „Ich hätte mir nichts daraus gemacht, aber der Kerl von Regisseur brüllte auch noch obendrein: „So fällt man nicht hin, wenn man totgeschossen ist!"

Bissig. 1. Ehemann: „Meine Frau lächelt jedesmal, wenn ich mich lächerlich mache!" — 2. Ehemann: „Ganz recht! Sie lächelt überhaupt immer!"

Die Gartenbank. „Ach bitte, Fräulein, stehen Sie doch einen Augenblick auf." — „Aber warum denn?" — „Ich wollte nur noch diesen Zettel aufkleben: Frisch gestrichen!"

Unterscheidungsmerkmal. Lehrer: „Sagt mal, welches ist das besondere Merkmal des Hundes, das ihn von anderen Tieren unterscheidet?" — Schüler: „Das Steuerzeichen, Herr Lehrer!"

Der kleine Zoologe. Lehrer: „Nenn mir ein Wesen, das dich sowohl mit Essen als auch mit Kleidung versorgt." — Schüler: „Papa!"

Im Restaurant. „Nun, wie haben Sie das Schnitzel gefunden?" — „Durch einen glücklichen Zufall, Herr Wirt, habe ich es unter einer Kartoffel gefunden!"
